

Georg Kövöry

Kleine Reflexion über den Markknochen und seine melancholische Seite

Von Piroshka und Paprika weiß man es, von der Salami, der Gänseleber, dem Tokajer nicht minder. Es sind die Markenzeichen eines Landes, dessen Hauptstadt Budapest heißt – und wirklich nicht Bukarest -, und wo man tagaus und tagein in der Csárda den wildesten Csárdás tanzt, zu dem der Zigeunerprimas seine Fidel bearbeitet. Es sind jene Klischees, mit denen der Fremde schon weit vor seiner Reise in das Land der wildreitenden Csikós, der verträumten Schafhirten und der geilen Gänsemägde per Hochglanzbroschüre konfrontiert wird. Bis auf die Gänsemägde stimmt fast alles am vorproduzierten Bild über das Magyarenland. Ein Markenzeichen fehlt allerdings in der Reihe der Produkte, die dieses liebenswerte Land auch noch so genießbar machen. Es ist der Markknochen. Jawohl, der profane Knochen aus dem Rinderbein. Man findet ihn heutzutage nur noch in richtigen ungarischen Gasthäusern, aber wo findet man die?

Hat man eines der wenigen ausfindig gemacht, so sollte man sich an einen Tisch gegenüber einem Markknochen essenden Ungarn plazieren, ein Wiener Schnitzel oder irgend etwas anderes deutschsprachiges aus der Küche kommen lassen, und den Knochenfreund aus den Augenwinkeln beobachten. Sie wohnen nun einer tragisch-komischen Zeremonie bei, die Sie nur in diesem Lande so erleben können.

Das Komische ist der angeschlagene Topf, in dem die Nudelsuppe serviert wird, und wie sich der Kellner gebärdet, wenn er kurz darauf den Riesenknochen mit Brot und Knoblauch serviert; schließlich bedient er mit einer solchen Speise ausschließlich einen Kenner, einen Genießer, der die Vergangenheit der ungarischen Küchenkultur mit dieser Bestellung in die nüchterne Gegenwart herübergeholt hat. Das Tragische nimmt seinen Lauf, wenn dieser beginnt, im besagten Tierkadaver mit einer langen Gabel herumzustochern, um das köstliche Mark des Knochens herauszufischen. Es gibt Exemplare, da trifft das Markentfernungsgerät ins Leere, bei anderen tröpfelt nur ein wenig vom begehrten Brotaufstrich aus der Röhre, in die der „Gourmand“ (so nennt man hierzulande nicht selten den Gourmet) jetzt guckt.

Spätestens in diesem Augenblick entfaltet der Markknochen seine ganze Melancholie, jene arteigene Schwermut, die sich beim nächsten Biss ins knoblauchbelegte Mark schmatzend auf den Gast überträgt. Der Knochen und er werden eins in der Erinnerung an markige Zeiten, als die Knochenröhren noch gefüllt auf die Tische kamen und man den schwabbeligen Cholesterinpudding noch scheinchenweise auf das geröstete, deftig mit Knoblauch eingeriebene Brot legen konnte. Welche Zeiten sind das also, in denen nicht nur die Ungarn melancholisch werden, wenn sie an die einstigen Markknochenorgien denken, sondern auch die Markknochen selbst in Melancholie verfallen?